

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

278 (27.11.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, den 27. Nov.

des „Volksfreund“

Nummer 278 — 1915

Derwundet.

In Schlachtenbildern, die nicht selten mit viel Phantasie und Unkenntnis gemalt sind, sieht man oft im Hintergrunde kämpfende Truppen, im Vordergrund aber Frauen und Männer vom roten Kreuz, wie sie Verwundete verbinden, laben, auf Tragbahnen forttragen. So war es wohl ursprünglich gedacht. Doch der Krieg hat, wie fast überall, so auch im Sanitätswesen Umwälzungen mit sich gebracht.

Das rote Kreuz hat seinen Wirkungsbereich weit hinter der Front; es errichtet Stappen- und Heimatlazarette. Das Aufheben und Fortschaffen der Verwundeten ist Sache der Sanitätskompanien. Aber auch für diese ergibt sich meistens noch eine Verringerung der Praxis.

Die Verwundeten, die gehen können, begeben sich selbst zum Sammelplatz, die anderen werden von den eigenen Kameraden hingetragen. Verfolgen wir die Verwundeten auf ihrem Wege:

Das Bataillon liegt ausgeschwärmt im Walde. Der Gegner scheint uns hier zu vermuten, denn einige Geschosse kleineren Kalibers schlagen vor uns ein, die aber keinen Schaden anrichten. Marsch! — ertönt das Kommando. Wir treten aus dem Walde und — ta! ta! — schwaches Gewehrfeuer; aber noch niemand wird getroffen. Noch einmal wird Halt gemacht und dann ergeht der Befehl: Fertigkeit zum Sturm! Marsch! Marsch! Ein jeder rennt aus Leibeskraft. Noch einmal werfen sich die Vorkämpfer zum Sturm hin, um etwas Atem zu schöpfen, während die russische Artillerie furchbar zu tunen anfängt.

Sprengung auf! Marsch! marsch! Wieder stürmen wir vor. Es regnet und zischt und mäht und braust einem um die Ohren. Bald läuft es einem kalt, bald warm über den Rücken. Es ist, als rieselt schon das Blut am Körper herunter. Dabei befindet man sich in einem traumähnlichen Zustande. Man hört das greuliche Geöle, man sieht Kameraden fallen und hört ihre Schmerzensrufe, aber keiner bekümmert sich zunächst um sie.

Ich verführe plötzlich so etwas wie einen mächtigen Schlag auf den Kopf. Sogleich merke ich, wie mir das Blut im Gesicht herabläuft. Ich renne noch mit bis zur nächsten Deckung. Hier hat alles wieder Halt gemacht. Die Entfernung bis an den Feind ist noch 300 Meter. Die Artillerie hat furchbar gewirkt und die Schrapnellstöße plagen noch wie vor über unseren Köpfen. Ein jeder hat daher nichts eiligeres zu tun, als sich auszubuddeln. Ich verführe mich zu verbinden — es geht nicht. Um dem wütenden Feuer nicht so sehr ausgesetzt zu sein, schaffe ich mir mit meinem Spaten auch eine Deckung. Bei jeder russischen Woge, die angebraust kommt, ziehen wir uns zusammen wie die Gabel, um ein möglichst kleines Ziel zu bieten. Das Eingraden gebe ich bald auf, da der Blutverlust mich matt macht. Mein Nachbar hat sich erst ein tiefes Loch geschaffen, nun verbindet er mich. Das erstere war notwendiger; ich kann es ihm nicht verdenken.

Der Sturmangriff ist nun stehen gekommen. Der Feind hat nun auch das Artilleriefeuer eingestellt, und die Verwundeten werden zurückgebracht. Das tun die Kameraden, indem sie zwei Stangen benutzen, eine Leitbahn darüber knüpfen und auf dieser improvisierten Bahre die Verwundeten einen nach dem andern nach hinten tragen. Unterdessen hat ein anderer Kamerad einige Wagen requiriert, die möglichst weit heranzufahren und die die Opfer des Sturms weiter nach der Verbandstelle, wo der Arzt des Bataillons sich befindet, bringen. Dieser unterrichtet den Verband. Ist er gut, dann ist für ihn die Sache erledigt, andernfalls wird der Verband erneuert. Hier stehen nun Wagen bereit, die den Transport der Verwundeten nach der weiter hinten liegenden Sanitätskompanie belagern. Diese sammelt die Herangebrachten, besorgt Quartiere und verpflegt sie. Die Nichttransportfähigen bleiben einige Tage da, die andern kommen am nächsten Tage weiter nach dem Kriegslazarett. Zur Beförderung dienen Sanitäts- und Bauernwagen.

Im Kriegslazarett werden schon die nötigen Operationen besorgt. Es werden Augen und Sprengstücke aus Armen, Beinen und Körper entfernt, meistens ohne Narkose, und selten hört man einen Schmerzensschrei. Man muß unsere Ärzte bewundern. Eine Kugel zu entfernen, dauert nicht länger als einen Zahn zu ziehen.

Eine große Kirche hat man in Eile als Lazarett hergerichtet. Nebenbei bemerkt, die im Bau befindliche Kirche ist noch nicht ganz fertig; jahrelang hat man schon daran gebaut. In einigen großen Kisten sind noch Leiche der Orgel und andere Sachen aufbewahrt. Unsere Sanitätskolonnen haben nun längs den Wänden und Säulen Stroh gelegt; die Sakristei dient als Operationszimmer, und auf dem Kirchhof wird gefochet. Ab und zu kommen Leute aus der Stadt und verrichten ihr Gebet. Man läßt sie gewähren. Einige der Bewohner holen ihre Wertgegenstände, die sie aus Furcht vor einem Brande hier untergebracht haben. Die Kirche ist mit Verwundeten schon ziemlich gefüllt. Zur rechten Zeit kommen einige leere Fuhrparkkolonnen zurück und bringen dann die Leichtverwundeten ins nächste Kriegslazarett.

So geht der Transport der Verwundeten weiter, von Etappe zu Etappe, teils auf Wagen, Sanitäts- und Lastautos, Feld- und Staatsbahn, bis zu einer Station in Deutschland. Jetzt erfolgt erst gründliche Entlausung. Die Uniform wird mit weißblauer Lazarettkleidung vertauscht. Nach einigen Tagen geht es von hier wieder weiter. Verwundeten-Transporte werden zusammengestellt, die mittelst Kranken- und Lazarettzügen nach dem endgültigen Heimatlazarett gebracht werden.

Man ist froh, endlich an Ort und Stelle zu sein. In einem Lazarett herrscht peinliche Sauberkeit und Ordnung. Der Gegensatz zwischen Feld und Lazarett ist

groß. Und wie wohl man sich fühlt, kann nur der beurteilen, der es selbst durchgemacht hat. Die liebevolle Behandlung durch die Schwestern macht das Lazarett zur zweiten Heimat. Was ich bisher von den Leuten des roten Kreuzes gesehen habe, ist über alles Lob erhaben. Unterwegs verpflegen sie die Truppen und man ist überrascht von ihrem Arbeitsfleiß, ihrem Talent und ihrer Zuverlässigkeit. Im Lazarett staunt man über die Unermüdbarkeit der Schwestern. Sie bemühen sich als junge Schwestern um alte bärtige, wie um knabenhafte Krieger. Sie machen keinen Unterschied und haben jeden Wunsch vom Gesicht abzulesen. Die rote Kreuz-Schwester ist wie eine Mutter; jeden Schmerz und jedes Geheimnis kann man ihr anvertrauen, und sie wird auch jeden Wunsch, der im Bereiche der Möglichkeit liegt, erfüllen.

Nur zu bald ist man geheilt und muß wieder fort. Die Erinnerungen aus dem Lazarett sind gewiß die schönsten des Krieges.

(Vom Oberkommando in den Marken zur Veröffentlichung zugelassen.)

Demisches.

Das Natürliche bewirkt künstliche Gliedmaßen. Medizin und Technik sind ununterbrochen bemüht, für diejenigen unserer Kämpfer, die durch ihre gesunden Glieder eingebüßt haben, einen möglichst vollkommenen künstlichen Ersatz zu schaffen, der nicht nur den Schönheitswünschen Rechnung trägt, sondern seinem Träger auch bis zu einem gewissen Grade die praktischen Dienste leistet, die ihm zuvor das verloren gegangene Glied geleistet hat. Einen fast phantastisch klingenden Plan, den durch Verlust einer Hand oder eines Armes Geschädigten ein künstliches Glied zu schaffen, das fast in derselben Weise gebraucht werden kann wie ein natürliches, legt Prof. Stodola (Prag) in der „Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure“ dar. Er geht dabei von der Tatsache aus, daß beispielsweise bei einer amputierten Hand die die Hand und die Finger bedienenden Muskeln und Sehnen zunächst noch intakt und gebrauchsfähig im Unterarm vorhanden sind, und erst nach einer gewissen Zeit infolge Untätigkeit verkümmern. Prof. Stodola macht nun den Vorschlag, diese Sehnen aus dem Stumpf herauspräparieren und sie zu einer mit Haut überzogenen Schlinge verheilen zu lassen. Er denkt dabei zunächst an die an der Innenseite des Unterarms gelegenen Beugemuskeln und ihren Sehnenendigungen. Mit dem Stumpf soll dann eine künstliche Hand mit beweglichen Fingern verbunden werden, die, ebenso wie die Hand selbst, durch Heben in gestreckter Stellung gehalten werden. Dagegen würde die Bewegung der Hand und das Schließen der Finger durch die eigene Muskelkraft der Verletzten geschehen, wozu es nur nötig wäre, die Sehnenendigungen in geeigneter Weise mit der künstlichen Hand zu verbinden. Da die betreffenden Muskeln und Sehnen eine große Leistungsfähigkeit haben, so wäre es mit einer solchen Hand möglich, Gegenstände sehr fest zu halten, Werkzeuge zu führen usw. Stodola hofft sogar, daß es möglich sein wird, die Sehnen für den Daumen und die für die übrigen vier Finger getrennt zu präparieren, so daß die künstliche Hand dann auch als Faust zu gebrauchen wäre.

Ebenso wie die Muskeln des Unterarms für die Hand, so könnte die des Oberarms für den Unterarm herangezogen werden, wenn es sich um den Verlust des letzteren handelt. Es stehen die mächtigen Biceps- und Tricepsmuskeln zur Verfügung. Durch geeignete technische Konstruktionen müßte es möglich sein, diese Muskeln sowohl zur Bewegung des künstlichen Unterarms als auch zur Greifbewegung der Hand dienstbar zu machen. Bei Verlust des ganzen Armes können endlich die Schultermuskeln benutzt werden.

Professor Sauerbruch in Greifswald hat auf die Anregungen Stodolas hin die medizinische Seite der Frage weiter ausgearbeitet. Er hat, wie Stodola in seinem interessanten Aufsatz mitteilt, bereits mehrere Operationen an Amputierten in entsprechender Weise vorgenommen, über deren Erfolg natürlich erst nach beendeter Ausheilung zu urteilen ist. Sollte sich die grandiose Idee Stodolas bewahrheiten lassen, die das Schicksal so mancher armen Verwundeten wesentlich mildern würde, so müßten die nötigen Operationen möglichst schnell überall durchgeführt werden, da die in Frage kommenden Muskeln und Sehnen schon nach einigen Monaten infolge Nichtübung verkümmern.

* Gesundeter und Siegbeter. Jahrelänges Gottvertrauen ist von einem Berliner Bericht an zwei Frauen mit je sechs Monaten Gefängnis bestraft worden. Sie hatten Jüdenkrankheit und Hautkrebs durch „christliche Wissenschaft“, das ist: durch gläubige Gebete zu Gott statt durch ärztliche Diät und ärztliche Methoden heilen wollen. Nach der Meinung des Gerichts darf man offenbar aus dem Gottesglauben keine Folgerungen ziehen, die mit der weltlichen Medizin unvereinbar sind. In Widerspruch stehen deshalb die beiden Gottesgläubigen, trotz der rechtswidrigen Verurteilungen auf die Heilmittel des Neuen Testaments und auf den Gott anrufenden Sündenbesser der jüdischen Praxis bestraft.

Es ist fraglos, in Krankheitsfällen statt zum Arzt zu gehen, zu Gott zu beten — wenigstens wenn man nicht für sich selbst, sondern für einen andern betet, gegen ein bescheidenes Einzelhonorar, dessen Summe und Sicherheit in keinem Verhältnis zu den riesigen Geldauswendungen steht, die für sozial angeordnete Peter hergegeben werden. Aber wenn es ein strafbarer Irrwahn ist, für die Befundung auf den Tod Erkrankter zu beten, kann es da eine nicht nur zulässige, sondern sogar heilige und erhabene Handlung sein, für den Tod und das Verderben der andern zu beten. Denn ist es etwas anderes, wenn heute in allen Kirchen Europas für den Sieg gebetet wird? Für den Sieg des eigenen Volkes heißt für die Vernichtung des andern beten. Der Vorgang beim Siegbeten ist unendlich schwieriger und rätselhafter zu erfassen, als beim Gesundbeten, das patriotische Gottvertrauen unergieblicher dünner als die „christliche Wissenschaft“. Der Anhänger der „christlichen Wissenschaft“ ersieht im Gebet von Gott die Genesung eines Menschen, und es ist niemand da — auch der geringste Erbe wäre nicht so verurteilt — der zu gleicher Zeit von Gott den Tod desselben Menschen erst. Das betende Gottvertrauen ist einseitig, einseitig, auf das gleiche Ziel und auf das Gute gerichtet. Die Siegbeter aber sind zugleich Töbeter. Die Gebete zu Gott durchkreuzen sich, Gott soll zugleich an denselben Menschen das Gute und das Böse vollziehen. Es ist ein wilder Wettbewerbs um die Hilfe Gottes für sich selbst und die göttliche Rache für die andern! Das Gebet um den Sieg heißt von Gott Böses für den Feind, der wiederum für sich von Gott Gutes und Sieg erbietet. Ist es ein Irrwahn, durch Gebete zum Himmel Segen für Kranke zu

gewinnen, wie kann man begreifen, daß fromme vaterländische Begeisterung zugleich Erkrankung und Tötung Gesunder und die triumphierende Erhaltung der eigenen Partei durch Gebet zu erreichen vermöge?

Doch wo ist der Gerichtshof, der hier das Urteil spricht?

Die Nachtblindheit der Soldaten. Eine neue Erkrankung hat sich im Laufe des Feldzuges herausgestellt, nämlich die Nachtblindheit im Felde, eine Schürung, die wegen ihrer Eigenartigkeit und Häufigkeit ärztliches und militärisches Interesse verdient. Sie betrifft viele scheinbar kräftige und ausgewählte Feldsoldaten. Nachdem schon von der andern Seite in der „Münd. Med. Wochenschrift“ darauf aufmerksam gemacht ist, hat auch Stabsarzt Dr. Paul sich mit der Frage beschäftigt. Die Erkrankung betraf normalerweise, kurzfristige und überflüchtige Augen, gleichgültig ob eine gute oder geringere Sehschärfe vorhanden war. Die von der Nachtblindheit Befallenen erklärten übereinstimmend, daß ihr Sehen nicht immer gleich schlimm sei, sondern hauptsächlich dann auftrat, wenn erregende und anstrengende Dienstleistungen von ihnen verlangt wurden. Auch aus der topographischen Untersuchung war eine Erklärung für das Entstehen der Krankheit nicht zu finden. Nur das eine war gemeinsam, daß sie an Gemütsverstimmung, Neigung zu Kopfschmerzen, herumsiehenden Nebenbeschwerden, leichter Erregbarkeit und Schlaflosigkeit litt. Paul kommt zu dem Ergebnis, daß die sogenannte Strabismusform der Nachtblindheit keine Augenkrankung ist, sondern mit dem Gehirn zusammenhängt, und zwar hängt sie als eine Folge von nervöser Abspannung und seelischer Niedergeschlagenheit auf. Eine Voraussetzung, wie die Erkrankung verläuft, ist unsicher. Die Besserung oder Heilung hängen von dem Fernhalten nervöser oder seelischer Schädigungen ab.

* Funde in eisernen Schützengräben. Die weiten Streden des eisernen Bodens, die mit Schützengräben durchzogen wurden, die bombensicheren Unterstände, die oft in großen Tiefen gebaut werden mußten, haben der archäologischen Wissenschaft ganz außerordentliche Verleihen gebracht. Es wurden dabei allerdings auch manch wertvolle Urne zertrümmert, manche Messerzüge aus der Vorzeit aus Unkenntnis zerhackt. Die reichsten Funde wurden in der Nähe von Ortschaften und Städten gemacht, ein Beweis dafür, daß sich unsere jetzigen Verleihen mit den uralten Ansiedlungspunkten deckten. Schützengräben aus der Merovingenzeit sind in reicher Menge ausgegraben worden, sie enthielten eisernen Schwert, Knochenstämme, kleine Stangen zum Trinken des Weins usw. Meist wurden diese Funde in der Erde mit dem Namen „Heim“ gefunden, so in Diesheim, Mergentheim. Oft machten unsere Forscher diese Funde gerade im heißesten Kampfe. So entdeckte die Bayern während der Schlacht bei Saarburg, als mitten im wütendsten Granatregen ein Graben ausgehoben werden mußte, ein wertvolles römisches Grabmal mit einer großen geschlossenen Urne, in der neben zahlreichen Scherben die Knochen eines Toten ruhte.

Auch aus der Steinzeit wurde beim Anlegen von Schützengräben Wertvolles zutage gefördert. Im Saarlauterburger Weisen sind acht vollständig erhaltene Gräber aus dieser Zeit ausgegraben. Die dazu gehörenden Gefäße zeigen einschichtige Ornamente oder Linienbänderverzierungen. In den selben Gräbern fand man Spuren von Bestattungen, die merkwürdigerweise unsere Schützengräben ähneln und aus tief in den Boden eingegrabenen Schichten bestanden. Im Gegenjag dazu fand man auf den Vogesenhöfen statt der Gräber Steinwälle zum Schutz gegen den eindringenden Feind, so auf dem Hartmannsweiler Kopf. Bekannt ist in dieser Hinsicht dem Vogesenort die malerische Heidenmauer auf dem Obilberberge, die in der Kriegszeit einem ganzen Stamm Schutz bot. Nach dem Kriege wurden diese Funde neben den Schritten des Kampfes für den Vogesenbesucher von besonderem Interesse sein.

* Heiteres von der Zensur. Die Zensur, die in allen kriegsführenden Ländern mehr oder minder streng das Geistesleben beherrscht, ist natürlich bei den Zeitungsredaktionen wenig beliebt und so mancher, der sich ihrem Nachspruch fügen mußte, hatte seinen heißen Jörn darüber. Um so erfreulicher ist es, daß im und wieder einmal ein Zensur dafür sorgt, daß die von ihm Geplagten auch eine heitere Seite an der von ihnen verurteilten Einrichtung finden. Das „Früher Volksblatt“ brachte jüngst einen Artikel über die Teuerung. Der Zensur schrieb alle „schwarzen“ Stellen, doch in seinem Liebesversteck ließ er den Nachsatz auch über einen „harmlosen“ Passus gleiten, der die von den Lebensmittelverweirern allgemein behauptete Behauptung in Worte stellt, daß die Teuerung infolge riesigen Mangels an Nahrungsmitteln begründet ist. Der letzte Satz dieses Passus blieb jedoch stehen, wodurch der Anfang des Artikels sich folgendermaßen gestaltete:

Tag für Tag wird die Lage drückender. Die Teuerung in unserer Stadt nimmt nie geahnte Dimensionen an. Die Verschärfung sieht traurigen Zeiten entgegen. Meist ist vorhanden. Die ärmere Klasse hat im wachen Sinne des Wortes zu essen. Die Regierung kümmert sich um das Schicksal der Bevölkerung und auch die Behörden stehen auf der Höhe ihrer Aufgaben.

Und gerade das Gegenteil ist wahr.

Diese hübschen Leistungen müssen auch bei dem Zensur, der das Blatt zu bearbeiten hat, Verständnis für Humor gefunden haben, denn trotzdem dieses Blatt, wie alle österreichischen Zeitungen, unter Zensur steht, wurde der Artikel zugelassen. Das spricht jedenfalls von einer Objektivität des Zensurs, die man bei ihm in allen Fällen voraussetzen mußte.

Heiteres.

* Der Dolmetzsch. In der „Jugend“ erzählt Heimg Schatz die folgende lustige Anekdote: Eine Eskorte russischer Kriegsgefangener. Oesterreichische Völkermannschaft rumänischer Nationalität. In der Station L. hat sich der Transportkommandant zu melden. Er ruft einen der gefangenen russischen Soldaten zu sich, sucht mit ihm das Zimmer des Bahnkommandanten aus, nimmt fromme Haltung an — und schweigt. Der Bahnkommandant schüttelt den Kopf. Da salutiert der russische Soldat, melbet das Eintreffen des Transportes und bittet um weitere Befehle.

„Ja, seid Ihr denn verrückt?“ schreit der Bahnkommandant. „Aber ist denn da Gefangener und wer eskortiert denn?“ Und der russische Soldat lächelt: „Entschuldigen, die Oesterreicher können nicht deutsch!“

Doppelter Druckfehler. In unsem gestrigen Leitartikel hieß es: „Spittlerischer Bierverband merkt den Ballon im eigenen Auge nicht. Es sollte natürlich Ballon heißen.“ (Flieg. W.)